

Wohin bleiben wir?

Einander auf Distanz sehen, hören und fühlen und sich dadurch Nächster sein. Das ist die Herausforderung dieser Tage. Eine Betrachtung zu Ostern von Lyriker José F.A. Oliver.

VON JOSÉ F.A. OLIVER

Die Grammatik heutiger Tage steht Kopf. Wie abgewirtschaftet. Die Syntax wohlgeleitener, weil mühsam errungener Sätze und Leitmotive, besonders derjenigen persönlicher Freiheiten und Grundrecht(e)-Privilegien, ist aus den Türangeln hinter die Fenster gehoben. Es wurde „war“ und wahr. Wie im Vorübergehen. Wichtig scheint mir, dies sei vorabgesagt, die dunklen Vorhänge nicht zuzuziehen, denn manche Nächte werden lang genug alltäglich geworden sein.

Was „Haben & Sein“ wird, waren flüchtige Kommata. Gewesenheiten. Die Interpunktionen der Zeit wuchten andere gesellschaftliche Uhren ins Weiterwärts. Es ist jetzt schon an uns, sie entwerfend mitzustellen. Bevor die Uhren uns aufziehen und wir zu Unruh(en) fortfunktioniert sind. Ein Herkulesunterfangen; hoffentlich keine elende Sisyphos-Metapher. Denn. Ich gebe frank und w:undfrei zu: meine Sprache ist in Quarantäne. Sie hat eine Kontaktsperre zu dem, was war (und wahr gewesen sein wird).

Deshalb sucht sie in mir, nachdem was gewesen sein könnte. Bisweilen eine seltsame Leere abgrübelnd: politisch, gesellschaftlich, kulturell. Ein Zustand, den ich so nie kennengelernt habe. Hatte. Wie wird sie sich äußern, wenn sie wieder zögerlich bei mir anklopft, sich zu mir perspektivisch vorwagt. Wird sie sich noch experimenteller verworrt haben?

Das Leben hat sich (radikal?) verändert, seit ich die letzte Kolumne geschrieben habe. Wir sind nahezu bis aufs Äußerste notverordnet. Uns zurückzunehmen, um uns mehr denn je einander zu vertrauen. Die Situation ist paradox. Real-surreal. Indem wir einander fernbleiben, werden wir verantwortungsvoll „eins-einander“. Wie selten zuvor. Nur räumlich und physisch getrennt, kommen wir in ein Du: „D:ich meine ich, wo ich auf mich achte!“

Das ist etwas anderes als das englischsprachige „social distancing“, das nie und nimmer mit „sozialer Distanz“



Abstand halten beim einsamen Spaziergang unter blühenden Bäumen.

Foto: dpa

übersetzt werden sollte. Ganz im Gegenteil. Sich nah sein, bedeutet: klare Absprachen treffen und diese auch minutiös einzuhalten. Einander auf Distanz zu sehen, zu hören, zu denken und zu fühlen; und sich dadurch näher und begreifbar „Nächster“ zu sein. Das ist die herausfordernde Aufgabe der kommenden Wochen. Vielleicht künftiger Monate. Jahre? Für alle.

Fragen an die Zukunft

„Gem:einsam“. Niemand weiß, wohin wir bleiben. Selbst die Konstruktion der Fragen an die gestrige Zukunft mutiert: Wohin bleiben wir? Was wird weshalb wann wo geworden sein? Wodurch? Wie wird sich dabei auch unsere Sprache schöpfen (und erschöpfen)? Wie die Literatur, die aus unseren Sprachen g:reift?

Mir fallen die Tage sehr schwer. Und doch keimt aus den Geboten der Stunde eine Kraft ins Widerständige. Nichts passiv zu erdulden, vielmehr die Wirklichkeit aktiv anzunehmen. In ein Dennoch münden. Noch sind Eingeschränktes und Aufgehobenes keine Endgültigkeiten, aber Vorkünftiges. Das macht Mut; schafft Entschlossenheit in ein Nichtsdestotrotz. Diese Haltung darf sich gestrost wiederholen. Täglich.

Und Ja! Wiederholungen haben bisweilen eine eigene, unverwechselbare Güte. Sie zeugen nicht immer von Dürftigkeit oder einem wie auch immer gearteten Mangel an Gedanken und Gefühlen. Auch nicht von einem Ungenügen in der Synthese beider Wesensgewissheiten, die ich als Erfahrung bezeichne: Ich denke. Ich fühle. Ich bin. Damit erfahre ich und erfahre ich mich selber. In diesen Tagen um ein Vielfaches bewusster als während der Osterfestlichkeiten der Vergangenheit. Tod und Leben. Als seien sie ein leiblicher Wurf.

Ja, sie sind es. Sie schnüren ein einzigwilliges Notbündel. Keine Schulterlast, deren Gewicht Angst m:einen sollte, sondern Furcht. Das ist ein gehöriger Unterschied. Angst d:roht ungerichtet. Furcht ahnt vor, weiß gar, was mich, was uns erwarten könnte. Angst verzehrt, Furcht bedeutet Aufmerksamkeit. Der Philosoph Jürgen Habermas hat es auf den Punkt gebracht. Der 91-Jährige sagte jüngst in einem Interview: „So viel Wissen über unser Nichtwissen und über den Zwang, unter Unsicherheit handeln und leben zu müssen, gab es noch nie.“

Wiederholungen haben etwas Beruhigendes. Ostern und die mit dem Datum verbundenen Ereignisse sind eine gute

Gelegenheit, auf die folgenreichen Inhalte zu schauen. Sie könnten Rückgrat einer Entwicklung werden, die wahrnimmt. Dem Alltag einen Grund schenkt, der, aus einem existentiellen Blickwinkel heraus betrachtet, einem Hoffnungs-Fundament gleichkäme.



José F. A. Oliver.

Foto: Ulrich Marx

Bei mir sind es (nach wie vor) Sätze, die ein Kontinuum bilden, auch wenn sie mutierende Zusammenhänge aufkern. Mir fällt auf, dass ich schon häufiger geschrieben habe, dass ich in Sätzen sei, die sich aus Worten bildeten. Sätze, die mich von Kindesbeinen an begleitet haben und mein inneres Satztagbuch schreiben.

Zuspruch vom Papst

Einer davon, der mich schon früh zu erreichen wusste, stammt von Papst Johannes XXIII: „Nur Mut und Geduld! Die Passion dauert drei Tage: Das ganze übrige Jahr ist Auferstehung, ist Sieg, ist Leben.“